

DIE JÜDIN

Halévy's Meisterwerk, am Ring wiederentdeckt

Von der Gefühlstiefe

in seichten musikalischen Gewässern

"Die Jüdin" von Halevy kehrte nach jahrzehntelanger Abwesenheit in den Spielplan der Staatsoper zurück: ein schwächliches Versatzstück des aufwendigsten Abschnitts der Operngeschichte. Dank starker Besetzung war ihm diesmal einiger Erfolg beschieden.

Die Geschichte ist, oberflächlich betrachtet, von einer "political correctness", als ob sie dieser Tage geschrieben worden wäre. Genauer

besehen hat Fromental Halevy mit seiner "Jüdin" aber ein Werk geschaffen, in dem beinahe alle Charaktere sinistren Zuschnitts sind. Ehebrecher, sture Sektierer, politische Verbrecher, die, je nachdem, aus Lust zu dem geworden sind, was sie sind, oder von den Zeitumständen brutal zu seelischen Krüppeln verformt wurden. Sympathisch ist keine der handelnden Personen; mag da auch ein Publikumsliebbling wie Neil Shicoff in seiner großen Szene zum Finale des vierten Akts noch so sehr auf die Tränendrüse drücken.

Der verfolgte, entrechtete und gequälte Jude Eleazar ist doch drauf und dran, seine Ziehtochter Rachel zu opfern. Aus Rache, denn das Leid, das man ihm zugefügt hat,

hat ihn mürbe gemacht und unbeugsam. Auge um Auge, Zahn um Zahn, ist sein Motto in der Ecke, in die man ihn gedrängt hat. Denn Rachel ist in Wahrheit nicht seine Tochter, sondern die des Kardinals Brogni, der in einem bewegenden - von Alastair Miles im Verein mit Shicoff grandios gestalteten - Dialog mit dem zum Tode verurteilten Juden herauszufinden versucht, wo sein verloren geglaubtes Kind zu finden sei. Erst in dem Moment, da Rachel als Jüdin dem Tod im siedenden Wasser überantwortet wird, bricht Eleazar sein trotziges Schweigen.

Die bittere Moral von der Geschichte' verschont keine der Figuren. Verblendete, Getäuschte, Erniedrigte sind sie allesamt.

Nur bekommen sie kraft Halevys Musik nicht alle Gelegenheit, das vokal entsprechend deutlich zu machen. Das Musterbeispiel einer Pariser Grand opera ist auch eines für Flachheit und Hohlheit des künstlerischen Ausdrucks. In dieser Partitur stehen packende dramaturgische Verknotungen - vor allem an den von Dirigentin Simone Young zündend vorangetriebenen Aktschlüssen und in manchen der ebenso differenziert abgestimmten Ensemblesätze - neben banalen, aus zunächst hübschen, aber meist dank eklatanter formaler Gestaltungsarmut in sich zusammensackenden kompositorischen Einfällen. Vor allem die Soloszenen sind von solcher Kraftlosigkeit betroffen.

Oft verlangt Halevy halsbrecherische gesangliche Leistungen, verweigert seinen Helden dann aber applaustreibende Arienschlüsse. Nur Eleazar ist die - in der Premiere entsprechend bedankte - handwerklich wirklich virtuos komponierte Szene gegönnt. Die anderen dürfen sich redlich mühen und müssen beinahe leer ausgehen.

Was könnten Soile Isokoski und Regina Schörg für Triumphe feiern, hätte Verdi diese "Jüdin" komponiert und denselben Aufwand mit den Gurgeln seiner Protagonisten getrieben! Beide Damen verfügen über herrliche Sopranstimmen, beide setzen sie subtil und klangschön, aber auch so artifiziell, wie das nur möglich ist, ein. Dem Aufmerksamen

entgeht nicht, wieviel vokale
Kunstfertigkeit, wieviel
Differenzierungskunst und wieviele
einfach herrlich schöne Phrasen da zu
hören sind.

Er hört wohl auch, daß mit Zoran
Todorovich ein zweiter Tenor auf der
Szene steht, der, spielten seine Nerven mit,
sehr wohl imstande wäre, die extrem hoch
liegende Partie des Leopold souverän zu
gestalten. Während der Premiere hatte der
sympathische junge Künstler jedoch Pech.
Der eine oder andere irritierte Ton in der
heiklen Auftrittsarie ließ vermutlich viele
überhören, mit welcher Akribie dieser
Tenor daranging, seinem Part auch
gestalterische Nuancen abzutrotzen.
Optisch gelang ihm, offenbar dank

behutsamer Führung durch Regisseur Günter Krämer, eine glaubwürdige Darstellung des Charakterschweins, das seine Frau mit der rassigen (vermeintlichen) Jüdin betrügt und damit die tödliche Maschinerie des Rassenwahns in Gang setzt. Auf der simpel in zwei Teile gespaltenen Szenerie (Gottfried Pilz, Isabel Glathar) kämpfen die ausschließlich Weißgewandeten auf einer nach oben führenden, strahlend erleuchteten Schräge erbittert gegen die "Schwarzen", die Juden, die zu ebener Erde im Dunkeln tappen. Dumpf und blöde im Trachtenlook schunkelnd und fähnchenschwingend die einen, aufmerksam zu denkenden Menschen geformt die andern.

Das ist dramaturgisch beinahe so platt wie die Musik, aber sehr einprägsam.

Es war nicht nachzuvollziehen, ob die Buhrufe zuletzt nur der allzu reduzierten Bühnenpsychologie galten, in der wegen der konsequenten Schwarzweißzeichnung sogar die katholische Farbenlehre außer Kraft gesetzt und der Kardinal zum Papst aufgewertet wird. Wirkungsvoll ist diese Produktion allemal. Das liegt an der klaren Nacherzählung der Handlung, an Youngs kraftvollem Dirigat und an der nie erlahmenden Energie der Sänger (auch des von Ernst Dunshirn einstudierten Chors), die allesamt dem undankbaren Halevy zu mehr Recht verhelfen als ihm angesichts dieser Komposition zusteht. Jedenfalls darf die Staatsoper damit einen fast

einhelligen Premierenerfolg in ihre
Annalen aufnehmen.

mehr

Sinkothek

Beckmessers Diarium

Operamania

Interpreten

SINKOTHEK